Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 15

Artikel: Grossmutters Schwefelquelle
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669701

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grossmutters Schwefelquelle

Meine Grossmutter war nicht nur eine sehr geschäftstüchtige Frau, sie war auch energiegeladen, klug und ausdauernd und hatte eine ans Unheimliche grenzende Fähigkeit, andere Leute von ihrer Ueberzeugung zu überzeugen. In meiner langjährigen Praxis als Enkelin ist mir nur ein Fall bekannt, wo ihr dies nicht gelang.

Unter der Woche war Grossmutter so beschäftigt, dass sie sich nicht stark um uns bekümmerte. An den Sonntagen aber holte sie dies reichlich nach. Und da sie von einer unermüdlichen Vitalität war und obendrein der Ansicht huldigte, wir seien leichter zu bändigen, wenn wir uns sonntags müde laufen müssten, so wurde eben gelaufen. Es war ihr egal wohin, nur weit musste es sein.

Während wir Wurst und Brot und ein paar Früchte in unsere Rucksäcke stopften, verstaute sie in den Tiefen ihres «Ridiküls» Jod und Verbandstoff, etliche Taschentücher, einen Strickstrumpf für die müssigen Momente beim Picknicken und eine Tüte saurer Zeltli, die uns bei erlahmendem Eifer als Belohnung für einige weitere Kilometer in Aussicht gestellt wurden.

Kaum hatten wir jeweils das Dorf hinter uns gelassen, band Grossmutter ihre Röcke hoch, schwang unternehmungslustig Grossvaters alten Regenschirm, der sie auf diesen Ausflügen begleitete und verjüngte sich zusehends. Es war spannend, mit Grossmutter zu gehen, denn man erlebte mit ihr die merkwürdigsten Dinge. Einen «Fenz» in einer Alphütte zum Beispiel, eine Art dicker Suppe aus Rahm und Mehl, darin man Brot eintunkte und den man gemeinsam mit den Sennen aus einer grossen Schüssel ass. Oder die Ziege, die wir an abgelegenster Stelle fanden und die verzweifelt meckerte, weil ihr Euter prall gefüllt war und schmerzte. Grossmutter nahm ihren alten Wetterhut aus dem Ridikül, redete der Geiss gut zu und molk Strahl um Strahl in das improvisierte Gefäss, aus dem wir dann die herbe Milch in unsere kleinen Becher schöpfen mussten. Wir tranken sie gar nicht gern, aber laut Grossmutter war sie gesund. Und was gesund war, wurde getrunken, ob es einem schmeckte oder nicht.

Diesen Grundsatz erlebten wir dann zu unserem Leidwesen an der Schwefelquelle. Es war ein lichter Frühlingstag und wir hielten unsere Mittagsrast an einer kleinen, sprudelnden Quelle. Geniesserisch liessen wir unsere Becher voll laufen. Das Trinken allerdings verging uns, denn das Wasser hatte einen abscheulichen Geschmack. Grossmutter aber war anderer Ansicht. Das sei eine Schwefelquelle, belehrte sie uns. Schwefelwasser sei etwas vom Gesündesten, was es gebe. Es sei gegen Rheumatismus und Ischias, gegen Leber- und Gallenleiden, gegen unreine Haut, überhaupt gegen alles. Und geradezu andächtig trank sie von dem heilkräftigen Wasser. Wir hatten interessiert zugehört, aber wir weigerten uns ganz entschieden, ebenfalls davon zu trinken. Da hatten wir nun aber die Rechnung ohne Grossmutter gemacht. «Andere Leute zahlen teures Geld, um solches Wasser zu bekommen, und ihr wollt keines nehmen, bloss weil es nicht grad nach Rosen riecht!» Vergeblich wiesen wir darauf hin, dass wir an keiner der erwähnten Krankheiten litten — das Wasser musste getrunken werden. Jedes zwei Becher, war ihr Machtwort.

Wir Enkel reden heute noch von jenem Sommer nur als dem Schwefelsommer. Sonntag für Sonntag mussten wir fortan die Quelle aufsuchen und das abscheuliche Wasser trinken. Sonntag für Sonntag mussten wir in unseren Rucksäcken zwei grosse Flaschen mitschleppen und diese, gefüllt mit dem heilsamen Trunk, ins Tal zurücktragen. Grossmutter war begeistert, und eines Sonntags eröffnete sie uns an ihrer geliebten Quelle ihre weiteren Pläne. Sie würde dieses Wasser untersuchen lassen. Sie würde hier ringsum Land kaufen und ein Bad bauen. Die Lage sei ideal. Von der Station würde man die Gäste in einem Landauer hinaufbefördern. Wir würden noch alle reich werden und hätten dies nur ihrer Weitsicht und der von uns so geschmähten Quelle

zu verdanken. Liebe Grossmutter! Sie schwelgte in goldenen Zukunftsplänen und hätte am liebsten den ersten Spatenstich zu ihrem berühmten Bad noch in der gleichen Stunde getan.

Der Rest ist bald erzählt. Nach ein paar Tagen schon kam der Bericht des Kantonschemikers. Er schrieb unter anderem: «... und raten Ihnen dringend, Ihre Jauchegrube nachsehen zu lassen, da die Verunreinigung der Quelle nur daher rühren kann.»

Wir sind nicht reich geworden. Aber wir haben auf jeden Fall bewiesen, dass wir, trotz des «Schwefelwassers», über eine sehr robuste Gesundheit verfügen.

Anette

Die Schwelle

Die Schwelle eines Hauses scheint im ersten Augenblick recht bedeutungslos und architektonische Diskussionen werden sich ihretwegen wohl kaum ergeben. Und doch nimmt sie eine bedeutende Stelle ein, ist sie doch der Uebergang nach «aussen», in die Welt, und von draussen die Brücke in das Innere des Hauses, ins Heim, in die Geborgenheit.

Immer wieder wird man in der Malerei die Schwelle als «Rahmen», als Schauplatz entdekken. Die Eltern umarmen hier ihren abschiednehmenden Sohn. Auch Tobias in dem alttestamentarischen Buch nimmt hier vor einer glückhaften Ausreise Abschied. Die Schwelle vereinigt alle noch einmal. Vielleicht, dass sie ein Vordach überwölbt. Noch ist der Geist des Hauses wirksam, zwei, drei Schritte und diese Zone ist überschritten. Die vom Staub weissgepuderte Strasse beginnt gleich hinterm Zaun. Von den fernen Höhenzügen dort wird man noch einmal die väterliche Wohnstatt erblicken ...

Wundersamer Bezirk des Uebergangs, wo schliesslich die Hand der Mutter sinkt und die Träne rollt, wo man sich Glück wünscht, Ermahnungen ausspricht, irgendwelche überstürzten Worte sagt, umgeben von Hund und Katze, die gleich danach gern auf der Schwelle wieder liegen und sich sonnen, um von Zeit zu Zeit mit einem Blinzeln zur Kenntnis zu nehmen, was «draussen» geschieht.

Menschen, die ins Haus wollen, treten «über die Schwelle». Darunter sind jene, die nach Monaten und Jahren heimkehren. Vielleicht regnet es, und man entdeckt zum erstenmal den Namen des Steinmetzes, der sich auf der Seitenfläche verewigt hat. Sein Name ist Emilio Petrolli. War sie je so klein, die Schwelle oder haben wir andere Augen bekommen? Und doch sass hier der Knabe und rollte seine Kugeln und baute aus Klötzen ein Haus auf diesem langen rechteckigen Steinblock!

Man sehe sich die alten Häuser und ihre Schwellen an: Sie sind sehr oft breit, man kann auf ihnen stehen, ein Gespräch führen und schliesslich den Hut in die Stirn drücken. Im Lande meiner Kindheit erblickte man des Abends hier und dort einen Alten auf der «Hohen Schwelle». Sie bestand aus zwei klobigen Steinstufen. Natürlich hatte ein solcher Alter die Pfeife im Mund oder hielt den Kopf über das «Blatt» gesenkt. Breite Schwellen gibt es, auf die man Blumen stellt, und die roten Kugeln der Geranien kontrastieren zart mit dem grauen Hintergrund der Hausmauer. Oder verdorrte Kakteen (in abgelegenen Gassen) stehen auf beiden Seiten der Schwelle. Morgens stellt hier der Milchmann ein Kännchen ab. Mittags sonnt sich dort eine gelbe Katze.

Eine Schwelle «legt» man, sie gehört dem Fundament, dem Tragenden, Dauernden an. Nicht ohne Rührung betrachte ich sie, wenn sie die Jahre leicht gehöhlt haben. Schulkinder, Tanten, Vettern, Cousinen, der Hausierer und der Arzt gingen über die Schwelle. Wer lebt noch von ihnen? Der junge Gatte trägt mit Artigkeit die gerötete junge Frau über die Schwelle, als müsste dieser Punkt sylphisch-fliegend überwunden werden.

Auf der Schwelle einer Augsburger «Herberge zur Heimat» sassen abends die müden Vagabunden, klingelten ein wenig mit ihrem Münzengeld und warteten, dass man ihnen öffne.